Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 7. Juli. **Nr. 27**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Kirche und Evangelium. Von A. König. — Die künftige Religion — Irrtum und Wahrheit. III. Von Dr. Kreyenbühl. — Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein. V. Protestantenverein. Von Baars. — Deutsche Lehrerversammlung. Ein Rück- und ein Vorblick. Von Scherer. — Allgemeiner Fürsorgeerziehungs-Tag zu Breslau vom 11. bis 14. Juni. — Orthodoxer Parteifanatismus. Von Pfr. Dr. Hegemann. — Der Heimgarten. II. Von Friedrich Zimmer. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Kirche und Evangelium.

Das Evangelium war, ehe die Kirche war. Jesus hat das Evangelium gepredigt, aber keine Kirche gegründet. Die Jüngergemeinschaft war keine Kirche, und weder Papst- noch Staatskirchentum, weder Landesbischof noch Generalsuperintendent lagen in der Linie der Gedankenwelt Jesu. Der Rechtsgeist mit seinem tötenden Buchstaben und der christliche Lebensgeist sind im beständigen Konflikt gewesen. Das in Bann und Acht tun, das Verketzern und Verbrennen, das Richten und Verdammen stand im schärfsten Gegensatz zur Gesinnung dessen, der allen Fanatikern, die auf seine Jüngerschaft Anspruch erheben, zuruft: Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, um Menschenseelen zu verderben, sondern zu erhalten. Wie viele Seelen mögen durch die Schuld der Kirche verdorben und gestorben sein. Das Evangelium ist so voll freundlichen Lebens, es ist wie ein mildes Lächeln Gottes hinein in die Welt, es ist für die Menschenseele das, was der Sonnenstrahl des Frühlings für die Erde; wie arm aber war die Kirche zu Zeiten an Sonnenschein, wie so tot und kalt, da ging ein Frösteln und Zittern durch die Seelen und dazu der Hunger nach dem Wort Gottes; aber da war kein Wort Gottes zu finden, da war des Priesters harte, finstere Satzung — der Seele ein Fremdwort —, die Kirche hatte, was einst Lebensbrot war, in Steine verwandelt. Es war eine schlimme, böse Zeit. Die Kirche verfolgte das Evangelium, verfolgte die Sonne, das Licht, das Leben und hatte dazu den traurigen Mut, sich Kirche Christi zu nennen. Mit Mißtrauen beobachtete sie alle evangelischen Lebensregungen und im Namen dessen, der die dienende Liebe für die höchste Tugend seiner Gemeinde erklärt, trieb sie eine Machtpolitik, deren Brutalität an die Zeiten der römischen Kaiser erinnerte. Nicht Jesus der Christ, sondern der römische Imperator, der seinen Herrscherinstinkt dem Bischof in Rom vererbt hatte, war die Seele dieser Politik. Rom wollte *seine* Religion dem Volke erhalten. Der römische Geist fürchtete den evangelischen Geist, den Geist des Herrn. Denn wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Rom aber haßt die Freiheit, es braucht, wenn es Rom bleiben will — und es will Rom bleiben —, einen knechtischen Geist in den Herzen seiner geistigen Untertanen, einen Geist, der vor ihm Furcht, vor ihm Respekt hat. Unser Luther, in dem das Evangelium wieder zur persönlichen Lebensmacht wurde, er kannte aus eigener Erfahrung Rom in- und auswendig. Darum zielte er nun auch als Streiter Jesu Christi so gut, und jeder seiner Hiebe saß. Wir glauben es dem Herrn Kardinal, daß ihm gar eigen zu Mut wurde, als er, der Römling, mit Luther, dem deutschen Christen, jene bekannte Unterredung hatte, die ihn zu der Äußerung veranlaßt haben soll: „Ich will nicht mehr mit dieser Bestie reden, denn sie hat tiefe Augen und wunderliche Spekulationen in ihrem Kopf.“ O Römling, aus diesen tiefen Augen sahen dich Gott, Jesus Christus, der heilige Geist, das gute deutsche evangelische Gewissen an. Das war dir allerdings ein fremder Anblick. Rom fühlt sich nicht wohl in der Nähe evangelisch-persönlichen Lebens. Rom fürchtet jeden Protest des Ich, jeden Aufstand der Seele. An Stelle des Ich steht die Kirche, an Stelle des Gewissens die Gewohnheit, an Stelle des Propheten der Priester, an Stelle Christi der Papst. Rom ist die Totengräberin persönlichen Geisteslebens, während das Evangelium gerade Menschen schaffen will mit eigenem Innengehalt. Luther hat den Deutschen, den Christen, die sich ihm angeschlossen, mit dem Evangelium ihr Ich wiedergegeben. Er machte uns los von der Tyrannei Roms und lebte uns die herrliche Freiheit eines Christenmenschen vor. Mit seinem gotteinigen, gottinnigen Ich trotzte er der ganzen Welt. Er hat der Kirche wieder evangelisches Leben eingehaucht. Nun haben wir eine evangelische Kirche. Ist nun die Spannung zwischen Kirche und Evangelium ganz gelöst? Nun, wenn auch ein besserer modus vivendi geschaffen ist, an Reibungen fehlt es nicht bis auf den heutigen Tag. Rom sitzt auch der Kirche der Reformation noch manchmal im Nacken. Daher dann die Herrschaftsgelüste, die Bannsprüche, die Majorisierung der Gewissen, daher auch der Kirchenschlaf, das opus operatum, das tote Gewohnheitschristentum, die vielen Herdentiere im eigenen Lager und manches andere, was dem evangelischen Lebensgeist widerspricht. Wer Augen hat zu sehen, der sieht viel Rom auch in unserer Kirche. In dem Interessenspiel nun, das durch die Begriffe Kirche und Evangelium gegeben ist, müssen wir möglichst kräftig die evangelischen Strebungen unterstützen und ebenso entschieden Front machen gegen kirchliche Bewegungen, sofern sie römischen Kurs nehmen. Das Evangelium ist das ewige Korrektiv der Kirche. Nicht darauf, daß das Evangelium kirchlich werde, kommt es an — wir sehen ja an Rom, was dabei schließlich herauskommt —, sondern daß die Kirche immer evangelischer werde, daß sie sich immer mehr eine dem evangelischen Lebensprinzip entsprechendere Form gebe und das Reich Gottes hinieden immer mehr zur Darstellung bringe.

Ja, Gott schenke unserer evangelischen Kirche eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe. A. König.

Die künftige Religion — Irrtum und Wahrheit.

III. Die kirchenfreie und die persönliche Religion.

Soll Horneffer seine philosophische Religion in Deutschland durchsetzen, so muß ein zweiter Vorschlag Annahme finden, den Horneffer in die Worte zusammenfaßt: Los von der Kirche überhaupt! Weg mit jeder Kirche; ausschließliche Pflege der persönlichen Religion.

Es ist wohl zu beachten: Horneffer bekämpft nicht diese oder jene Kirche. Das tun wir ja alle auch, ob wir dieser oder jenen Kirche angehören oder auf Reform der bestehenden Kirchen dringen. Horneffer geht viel weiter, er bestreitet das Recht einer religiösen Gemeinschaft überhaupt und in jedem Sinn. „Die reiche, selbstbewußte Seele verträgt es nicht, daß sie das Innerste, Geheimnisvollste mit jedem gemein habe. Alles Geistige kann nur persönlich sein. Macht man etwas Geistiges zu etwas Gemeinsamem, gründet man daraufhin neue Gruppen, einen Verein, eine Gemeinde, eine Kirche, so stumpft man es ab, man streift allen Blütenstaub von ihm ab."

„Der Begriff Kirche, Gemeinde gehört nach Palästina, Ägypten, Syrien, nach dem Orient, nach Asien. Aber sie sind ungriechisch, sie sind, hoffe ich, auch undeutsch."

„Die erste gewaltige Tat zur Vernichtung der Kirche, zur Auflösung der Gemeinde, war die Tat Luthers. Aber er hat keine Nachfolger gefunden. Die Zeit ist zu solchem Werk überreif. Hatte Luther gesagt: Jeder sein eigener Priester, so müssen wir jetzt sagen: Jeder sein eigener Religionsstifter, der eigene Schöpfer seiner Religion. Das allein entspricht jetzt noch der Wahrheit. Alles andere ist Lug und Trug."

Horneffer fühlt selbst, daß er in diesen Worten übertreibt. Es kann doch nicht jeder ein „Religionsstifter" im strengen Sinne, der Schöpfer eines neuen religiösen Verhältnisses sein. Persönliche Religion haben kann also nur sagen: „Jeder muß die Religion sich selber wählen, er muß nicht durch die Zugehörigkeit zum Verbande einer Gemeinde voreingenommen, fest verpflichtet sein. Jede religiöse Schöpfung, jeder Gedanke muß an ihn herantreten können, und er muß nur dem folgen, was er liebt, was er aus freier Überzeugung schätzt."

Gewiß richtig und nichts weniger als neu. Beruht denn nicht die ganze deutsche Reformation auf dem Grundsatz, daß der Mensch im religiösen Verhältnis keinem Zwange, weder einem physischen noch einem moralischen oder besser gesagt unmoralischem unterworfen sein dürfe? Allerdings hat die deutsche Reformation diesen Grundsatz bis zum heutigen Tage nicht in einer entsprechenden Gemeinschaftsform durchzuführen vermocht. Allerdings gibt es innerhalb der protestantischen Landeskirche eine Richtung, welche das Freieste, Persönlichste, rein Geistigste und Innerlichste, was es gibt, das Verhältnis des Menschen zum Grenzenlosen, durch Worte, Formeln, Bekenntnisse, Behörden, Autoritäten, Agenden, Liturgien, Dogmen, Bibelbuchstaben und dergleichen knechten will und fortwährend knechtet. Das tut sie aber nicht, weil sie protestantisch und deutsch, sondern weil sie katholisch und undeutsch ist. Weil sie den obersten Grundsatz der Reformation, die unbedingte Freiheit des Menschen im religiösen Verhältnis, nicht anerkennt und nicht lebendig im Leben der Gemeinschaft auszugestalten vermag.

Folgt nun daraus das, was Horneffer folgert, daß alle und jede „Kirche", will sagen: alle und jede Gemeinschaft in religiösen Angelegenheiten und zu religiösen Zwecken aufgehoben werden müsse, daß es keine solchen Gemeinschaften geben könne und daß kein Leiter einer solchen Gemeinschaft als Beauftragter einer solchen Gemeinschaft reden dürfe, ohne sich dem Vorwurfe Horneffers auszusetzen, ein „Priester" zu sein? Natürlich folgt das nicht. Es ist eine arge Übertreibung und eine Verkennung des grundsätzlichen Unterschiedes, der zwischen einer Kirche und kirchlichen Richtung mit Glaubens- und Lehrverpflichtung, und zwischen einer freien Gemeinschaft besteht, welche keine andere Verpflichtung kennt, als die Pflicht der eigenen Überzeugung und ihres ungehinderten Ausdrucks.

Gewiß ist dieses Ideal einer freien Gesellschaft auch in der protestantischen Kirche noch lange nicht verwirklicht, weil die Masse noch lange nicht zur Selbständigkeit und zur Innerlichkeit und gemütvollen Innigkeit des höchsten religiösen Verhältnisses herangebildet ist. Daraus folgt aber in keiner Weise, daß der religiöse Mensch, der in sich diese Freiheit und Innigkeit des religiösen Verhälnisses erlebt, allen erfahrungsmäßig bestehenden religiösen Gemeinschaften den Rücken kehren, daß er sich vom Leben in und mit diesen Gemeinschaften völlig absondern und sich in die Stille der Klosterzelle oder der Studierstube zurückziehen soll. Wenn die protestantischen Kirchen nicht sind, was und wie sie sein sollten, so folgt nicht, daß wir den Schlachtruf erheben sollen: Los von der Kirche überhaupt und in jeder Gestalt! Sondern es folgt, daß wir alles daransetzen, um diese Kirchen umzugestalten, damit sie immer mehr dem Ideal einer freien Gemeinschaft freier, starker und gemütstiefer Religiosität angenähert werden.

Es ist eben einfach nicht wahr, was Horneffer sagt, daß das Geistige nur persönlich sei und nicht zu etwas Gemeinsamem gemacht werden könne und dürfe. Wahr ist an dieser Behauptung bloß, daß alles Geistige, es heiße Religion oder Kunst oder Wissenschaft oder sittlich Gutes, zuerst und unbedingt in der Form der Einzelpersönlichkeit erlebt und erschaffen, erarbeitet und auch erlitten werden muß, ehe diese Güter des Geistes von einer menschlichen Gemeinschaft angeeignet werden können. Und wahr ist, daß bei dieser Aneignung stets ein Substanzverlust an geistigem Gehalt eintreten muß, weil die schöpferische Persönlichkeit unwiederholbar ist und mithin eine Mehrheit von Persönlichkeiten nicht im stande ist, die schöpferische Kraft zu wiederholen, die in der Einzelpersönlichkeit das geistige Gut hervorgebracht hat. Dieser Substanzverlust kann unter Umständen so groß werden, daß die Gemeinschaft mit der Zeit in das völlige Gegenteil dessen umschlagen kann, was die Einzelpersönlichkeit als ein geistiges Gut erzeugt und erlebt hatte. Man denke an die „christliche" Kraft in ihrem Verhältnis zu dem, was Jesus gewesen ist und gewollt hat.

Aber alles dies hebt die notorische Tatsache nicht auf, daß die geistigen Güter alle, nachdem sie von schöpferischen Einzelpersönlichkeiten hervorgebracht sind, sofort gemeinschaftstiftend wirken und in einer menschlichen Gemeinschaft ihre Kraft und ihren Wert bewähren. Darum gibt es wissenschaftliche und künstlerische und philanthropische Vereine. Darum bildet jeder bedeutende Geist eine Sphäre der Gemeinschaft, als deren Mittelpunkt er auch nach seinem Tode lebendig fortwirkt. Darum haben Goethe und Schiller, Bach und Beethoven und Wagner, Hebbel und Grillparzer und Mörike ihre Gemeinde. Darum aber auch sammelt der religiöse Geist, der durch Jesus neu angefacht worden ist, um sich eine Gemeinde. Er hat es immer getan und wird es immer tun, von den Tagen der messianischen Urgemeinde und der paulinischen Gemeinden bis zu den Tagen der Reformation und der Unitarier des 16. Jahrhunderts und bis zu den freien Gemeinden der Gegenwart.

Diese Gemeinden werden nie vollkommen und vollendet sein, sie werden insbesondere auf religiösem Gebiete niemals die Intensität einer religiösen Einzelpersönlichkeit erreichen, weil die religiöse Einzelpersönlichkeit ihrer innersten Natur nach unwiederholbar ist. Aber so wenig wir den Verehrern Goethes oder Schillers oder Wagners zurufen: Löst die Gemeinschaft auf, die euch mit diesen großen Geistern verknüpft, da ihr sie ja doch nie zu erreichen vermögt, ebensowenig sagen diejenigen, die wahrhaft religiös sind: Los von der Kirche überhaupt, weg mit jeder religiösen Gemeinschaft, da sie doch nie die Energie und Reinheit der einzelpersönlichen Religion erreicht. Darum trennen wir uns nicht von der religiösen Gemeinschaft und insbesondere nicht von der

deutschen und protestantischen Kirche in jeder Gestalt, sondern wir trennen uns nur von jenen kirchlichen Gemeinschaften, welche entweder die freie Einzelpersönlichkeit knechten, oder in reaktionärer Versumpfung so weit hinter der lebendigen Entwicklung des religiösen Geistes zurückbleiben, daß wir als Lebendige mit diesen Abgestorbenen in keiner Gemeinschaft mehr stehen können.

Wo dies nicht der Fall ist, wo eine Gemeinschaft unserer religiösen Eigenart Spielraum und Wachstum vergönnt oder wo sie lebendigen und umgestaltenden Einflüssen zugänglich ist, da wäre es Hoffart, Selbstsucht, grillenhafter Eigensinn, wollten wir uns von solchen Gemeinschaften absondern und in Wüsteneien fliehen, weil nicht alle unsere Blütenträume reifen. Es wäre insbesondere ein großes Unrecht an Deutschland, am deutschen Volke und an seinen heiligsten Gütern, wollten wir uns von der Gestaltung und Umgestaltung der protestantischen, d. h. der deutschen Kirche, zurückziehen und sie ihrem Schicksal überlassen, bloß um der Marotte willen, daß es keine kirchliche, daß es nur persönliche Religion geben könne. Allerdings gibt es persönliche Religion und soll es vor allem geben. Aber zur persönlichen Religion gehört vor allem auch die Menschenliebe und die Menschenliebe wird nicht in der Klosterzelle, in der Studierstube, in den mystischen Verzückungen und Ekstasen, in toter Schulweisheit und in schönen ästhetischen Gefühlen, sondern in der alltäglichen Gemeinschaft mit den Menschen geübt und es ist somit religiöse Pflicht, die persönliche Religion auch in der menschlichen Gemeinschaft zu pflegen und zu betätigen. Unsere persönliche Religion soll frei sein von aller Kirchlichkeit, die jene gefährdet, schädigt und unterdrückt, aber sie soll nicht frei sein von der menschlichen Gemeinschaft überhaupt, sondern sie soll im Gegenteil sich als eine die menschliche Gemeinschaft im Sinne der Religion stiftende und umgestaltende Kraft bewähren. Gibt es wissenschaftliche, künstlerische, philantropische, soziale und politische Vereine, so ist gar nicht einzusehen, warum es nicht auch religiöse Vereine geben soll. Es ist nicht einzusehen, warum ich durch die persönliche Religion genötigt sein soll, alle religiöse Gemeinschaft abzutun. Wer das tut, der handelt gerade gegen den Sinn der persönlichen Religion, denn es gehört zum innersten Wesen der menschlichen Persönlichkeit, in der menschlichen Gemeinschaft das Höchste zu bewähren, was der Mensch hat, die Liebe, welche den Menschen über die Schranken der Einzelpersönlichkeit hinaushebt und diese in der Gemeinschaft ergänzt und erweitert.

Selbst Horneffer vermag seinen extremen Individualismus nicht durchzuführen, selbst er gibt zu: „Wohl dürfen sich in gewissem Sinne auch künftig Gemeinden um jeden Schöpfer scharen, aber es darf dies nur eine stille, unsichtbare Gemeinde sein, die nur in den einzelnen Seelen wurzelt. Das geistige Leben muß wie ein freies Meer sein, auf dem jeder Wind nach Herzensbegehr spielen und tanzen kann.“

Auch Horneffer will zwar keine Priester als Seelsorger, aber er will den Freund, der ihm in den Augenblicken des tiefsten Bedürfens zur Seite steht. „Rufe im Gedränge der hochgehenden Gefühle den Freund. Sein stammelndes Wort wird dir mehr sein, als die glatte Rede des Pfaffen.“

Man sieht deutlich: die persönliche Religion kapituliert vor den unabweisbaren Forderungen des menschlichen Herzens, von dem der alte Simon Dach singt:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Daß er mit seines Gleichen
Kann treten in ein Band,
Daraus er nie mag weichen
Mit Herz und Mund und Hand.

Eine unsichtbare, stille Gemeinde will uns Horneffer gestatten, die nur in den einzelnen Seelen wurzelt. Mit Verlaub! Woran sollen wir erkennen, daß eine solche stille, unsichtbare Gemeinde besteht? Soll sie so still sein, daß wir von ihr nichts hören, so unsichtbar, daß wir von ihr nichts sehen? Wo in aller Welt ist eine Gemeinschaft von Menschen, die nichts von sich hören läßt, die in keiner Weise in die sichtbare Gemeinschaft tritt? Horneffer selbst, der Stifter der neuen persönlichen Religion, läßt nichts von sich hören; gründet er durch Stille die stille Gemeinde? gründet er durch Unsichtbarkeit die unsichtbare Gemeinde? Läßt er nicht in Vorträgen von sich hören? Spricht er nicht in Büchern zu seinen Lesern? Stiftet er nicht eine sichtbare Gemeinde, einen Verein, einen Klub, also eine „Kirche“, wenn er Vorträge hält und Bücher schreibt? Und wodurch unterscheidet sich dann der Stifter dieser persönlichen Religion noch von den Leitern anderer Gemeinschaften? Warum gibt er das Geheimnis der persönlichen Religion preis und streift ihm den Blütenstaub ab, wenn er Vorträge hält und Bücher schreibt? Wozu sich an eine Gemeinschaft wenden und auf ihre Zustimmung rechnen, wenn man alle religiösen Gemeinschaften nach Asien verweist? Und wozu bedarf der Vertreter der persönlichen Religion des Freundes? Wozu der Gemeinschaft mit einem anderen Menschen? Und wenn er ihrer bedarf, warum dann der Kampf gegen alle religiöse Gemeinschaft, die ja nichts anderes ist, als Zusammenschluß mit gleichgesinnten Freunden, zu denen man mit Simon Dach sprechen darf:

Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

In Summa. Horneffers Begriff der persönlichen Religion ist eine Übertreibung, eine individualistische Marotte und in Wahrheit irreligiös, weil sie die Bewährung der Religion in der Gemeinschaft ausschließt. Sein Kampf gegen die „Kirche“ in jeder Gestalt ist sinnlos; weil alle Religion ihrer innersten Natur nach nicht nur einzelpersönlich, sondern auch gemeinschaftstiftend ist. Eine schlechthin unsichtbare Kirche gibt es nicht. Berechtigt ist nur der Kampf gegen alle Gestalten der Kirche, welche die berechtigten Forderungen der persönlichen Religion entweder nicht erfüllen oder sie geradezu verleugnen. Berechtigt ist nicht die Abschaffung aller religiösen Gemeinschaft, sondern ihre Umbildung im Sinne der persönlichen Religion. Berechtigt ist nicht die Lostrennung von der Kirche, welche die deutsche Reformation gestiftet hat, sondern nur ihre fortwährende Umgestaltung oder Annäherung an die von uns früher gekennzeichnete Religion als der Offenbarung eines überirdischen Ursprungs, Zieles und Wertes jeder menschlichen Seele und einer ewigen Evolution dieses seelischen Lebens durch die grenzenlose Macht, die jeder Mensch so nennen mag, wie er sie erfährt.

Dr. Kreyenbühl.

Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein.

Ein Glaubensbekenntnis.

V. Protestantenverein.

Seine Geschichte setze ich als bekannt voraus. Und ich nehme an, daß jedermann einverstanden ist, wenn ich sage: die Geschichte eines Vereins hört nicht auf, wenn der Verein gegründet ist. Einverstanden wenigstens in der Theorie. Denn in der Praxis meinen viele, daß eine Entwicklung über die einst fixierten Normen hinaus ein Abfall, ein Verrat an der Sache selbst ist. Als ob überhaupt ein Verein, der sein Angesicht nach vorne gerichtet hat, sich auf den Buchstaben seiner Grundsätze festlegen könnte und dürfte. Auf seine Grundsätze, gewiß; gibt er die auf, dann ist er von Grund aus ein anderer geworden. Aber an seinen Grundsätzen festhalten heißt doch nicht, an der Form festhalten, in welcher man einst den adäquaten Ausdruck für diese Grundsätze fand. Wenn wir darüber einig sind, werden wir uns auch jetzt verstehen. Ich meine nämlich, die in I—IV vorgetragenen Ansichten entsprechen den Grundsätzen des Protestantenvereins, wenn sich am Ende auch im einzelnen manch Wenn und Aber einwenden ließe. Doch in bezug auf das Ganze, die

Tendenz, würde ein Widerspruch aus der Mitte des Vereins ein bedenkliches Zeichen sein. Andere mögen urteilen, solche Meinungen seien rein persönliche Ansichtssache, sie gingen über die Grenzpfähle des Vereins hinaus. Aber ein Protestantenverein soll nicht so sagen. Er soll das Wort Grenzpfähle überhaupt nicht in den Mund nehmen. Nach links, d. h. nach vorne hin, darf der Verein sich den Weg und den Blick nicht verbauen. Er gehört seinen Grundsätzen nach an den linken Flügel. Er soll Fühlung behalten auch mit dem religiösen Leben, das sich außerhalb der Kirche, ja im Gegensatz zu ihr, entfaltet. Er soll ein Torhüter sein aber mit der Aufgabe, Sorge zu tragen, daß nach vorne hin das Tor nicht geschlossen wird. Er soll denen wehren, die da schreien: „Das geht zu weit!", sobald sie anfangen, ein Ketzergericht zu inszenieren oder eine Lehrgrenze fein säuberlich zu ziehen. Er soll unter allen Umständen, auch in der allerschwierigsten Lage, auch wo von allen Seiten Entrüstungsschreie laut werden, die Ehre des Protestantismus retten. Er soll protestieren gegen jeden Versuch, Überzeugung und Gewissen irgendwo und irgendwie zu knechten. Das heißt nicht: zu allem Ja sagen, jede Bilderstürmerei, jeglichen Radikalismus, jede Ungeheuerlichkeit, jede Verirrung für gut, christlich, wahr, religiös erklären. Beileibe nicht! Im Gegenteil, er mag laut die Kämpfer auf den Plan rufen zu frischem, fröhlichen Streiten. Aber er soll sofort im Namen der Religion, des Christentums, des Protestantismus dreinfahren wie ein Wettersturm, wenn andere als Waffen des Geistes gezogen oder herangeschmuggelt werden. Überall, wo die brutale Gewalt einfach verdrängen, knebeln, totschlagen will, soll er seinen Schild über die Bedrohten halten, auch wenn dann über ihn selbst der Zorn losbricht.

So „wahrt er", seinen Prinzipien getreu, „die Rechte, die Ehre und Freiheit des einzelnen und des deutschen Protestantismus" und bleibt (oder wird wieder) der Führer in der „Bekämpfung alles unprotestantischen hierarchischen Wesens" (§ 1, 2 der Satzungen). Natürlich „innerhalb der einzelnen Landeskirchen und auf dem Grunde des evangelischen Christentums" (ebenda). Denn sein Ideal bleibt „eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit" (ebenda). Er will der Kirche dienen. Aber nicht dadurch, daß er ängstlich und vorsichtig Altes, Sterbendes, Morsches schützt, sondern indem er alles religiös Lebendige, Neue, Starke in die Kirche hineinströmen läßt in der Zuversicht, daß eine solche Transfusion den Gesamtorganismus stärkt und, während Welkes abfällt, neue Säfte, neues Wachsen und Gestalten erzeugen. Wenn sich dabei die heute noch vorhandene Organisation der Landeskirchen als zu schwach, als brüchig erweist, wenn neue Schläuche nötig werden, um den Most zu fassen, so hält er trotz allem fest an der Zuversicht, daß eine solche Reformation an Haupt und Gliedern nichts anderes ist als eine Weiterentwickelung des evangelischen Christentums, dem er sich verpflichtet weiß und dem er das neu erwachende Leben dienstbar machen will. Dienstbar machen, indem er's in die Gemeinden hineinleitet. Das entspricht wieder seinen Grundsätzen (Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprinzips. § 1, 1). Von unten auf muß der Lebenssaft steigen. Die Gemeinden müssen lebendig werden und ihres Rechts und ihrer Macht bewußt. Lebendige Gemeinden werden sich organisch verbinden und die Organisation schaffen, die sie zusammenhält und ihr Leben fördert. Nicht von oben nach unten. Das ist vergebliche Liebesmühe. Von unten nach oben geht der Weg der Entwicklung. Solch ein zielbewußtes Arbeiten kann und muß durchaus im Geiste der Toleranz, der Weitherzigkeit und Duldung geschehen. Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Konfessionen und ihren Mitgliedern. § 1, 3). So strömt aus zusammenfließenden Quellen neu erwachenden religiösen Lebens der Strom durch die Lande und nimmt alles Gewässer in sich auf, das ihm zufließt, sein Flußbett vertiefend und mächtiger stets und majestätischer dem Meere zueilend, der deutschen Volkskirche der Zukunft. Aber alles, was sich ihm hindernd in den Weg stellt, stürzt oder isoliert, unterwühlt er, bis es zusammenbricht, nachdem es eine Zeitlang noch erhalten blieb, als ein Zeugnis vergangener Tage. Und indem er so an der Belebung und Gesundung des Gemeindelebens arbeitet, wird er auch Verständnis wecken für alle „die Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen", (§ 1, 4.) er wird sich mit Erfolg bemühen, daß nicht länger das Christentum als kulturfeindlich erscheint, sondern als die Macht, welche alles gesunde Wollen und Streben, Kämpfen und Ringen vertieft, versittlicht, im reinsten, edelsten Sinne des Wortes verchristlicht.

Ich meine, das sind erhabene, weit hinausgesteckte, und doch die alten Ziele des Protestantenvereins. Nur nicht kleinlich, nicht ängstlich, sondern großzügig, weitherzig, zukunftsfreudig! Das muß das Signalement des Protestantenvereins sein, wieder werden. Er wird an Boden gewinnen, der Aufgaben werden immer mehr ihm zufallen, seine Stimme wird gehört werden, seine Anhängerzahl wird wachsen und wenn auch manche vor ihm erschrecken, die bisher zu ihm standen, weil's so hübsch bedächtig ging, wenn auch die Gegner toben und schreien, mit List und Gewalt ihn niederzwingen möchten, die Zukunft wird ihm das Zeugnis nicht verweigern, daß er seine Zeit erkannt hat. Und noch einmal wieder wird der Protestantenverein der Wegweiser sein, wie in alter Zeit. Ja, ich bin überzeugt, mehr als der Wegweiser, der Führer des deutschen Protestantismus und Vorkämpfer besserer Tage. Darum die alte Fahne hoch! Und der Kampfesruf hell und freudig: Im Namen des Protestantismus — vorwärts allewege!

Vegesack. Baars.

Deutsche Lehrerversammlung.

Ein Rück- und ein Vorblick.

Die deutsche Lehrerversammlung ist vorüber. Mit Befriedigung kann der Deutsche Lehrerverein auf den Verlauf derselben zurückblicken. Wichtige Gegenstände sind eingehend beraten, wichtige Beschlüsse sind gefaßt worden. Gelöst sind allerdings die betreffenden Fragen noch nicht; das hat man auch nicht erwarten können. Die „Lehrerinnenfrage" ist vom Rednerpulte aus überhaupt nicht zu lösen; reiche Erfahrung und eingehende theoretische Untersuchungen auf Grund derselben sind die Vorbedingungen zu der Lösung, die noch nicht voll und ganz erfüllt ist. Doch sind schon wertvolle und beachtenswerte Richtlinien zur Lösung dieser Frage gegeben worden. Der Lehrerin wird ohne Zweifel innerhalb gewisser Grenzen eine Stellung an der Schule eingeräumt werden müssen; es liegt, wie seitens der Lehrer auch zugestanden wird, kein hinreichender Grund vor, ihr diese zu verweigern. Allein andererseits darf nicht übersehen werden, daß die physischen und psychischen Kräfte des weiblichen Geschlechtes durchschnittlich, von Ausnahmen abgesehen, dieser Verwendung gewisse Grenzen setzen; das sollten die Lehrerinnen nicht unbeachtet lassen. Die Wissenschaft und die Erfahrung lehren, daß dem weiblichen Geschlecht durchschnittlich nicht die physische und psychische Leistungsfähigkeit zusteht, wie dem Manne; das ist nun einmal in der Natur des Weibes begründet und kann nicht aus der Welt geschafft werden. Die physische Entwicklung des Mädchens verlangt es, daß es in dem Alter von 15—20 Jahren keiner Überanstrengung an geistiger Arbeit ausgesetzt ist; deshalb müßte die Ausbildung wenigstens um ein Jahr länger sein als beim Jüngling, der sich dem Lehrerberufe widmet. Dann wäre die junge Lehrerin auch im stande, die Anstrengungen des Berufes ohne Schaden für ihre Gesundheit zu ertragen. Würde man dann den Gehalt der Lehrerin so bemessen, daß die Lehrerin sich mit Mutter oder Schwester oder einer sonstigen Verwandten oder Freundin einen Haushalt gründen und in nicht zu hohem

Alter in den Ruhestand treten könnte, so würden ihre Kräfte nicht zu schnell verbraucht und sie zum Nachteil der Schule und der Lehrer zu häufig vertreten werden müssen. Die Tatsachen, daß mehr Lehrerinnen als Lehrer sich ohne innere Neigung, der Not gehorchend, dem Lehrberuf zuwenden und daher sobald als möglich ihm den Rücken kehren, sind nicht aus der Welt zu schaffen; sie müssen mit in den Kauf genommen werden. Wie weit die Lehrerin in den Knabenklassen und in den oberen Mädchenklassen sowie als Schulleiterin zu verwenden ist, muß die Erfahrung lehren.

Die Lösung der „Simultanschulfrage“ ist ungleich schwieriger wie die der Lehrerinnenfrage; sie greift viel tiefer ins politische und soziale Leben ein. Aber bei gutem Willen und objektiver Betrachtung der Frage ist auch diese Frage lösbar. Wie die Verhandlungen der deutschen Lehrerversammlung gezeigt haben, gehen die Ansichten im großen und ganzen nach vier Richtungen auseinander. Am weitesten nach rechts stehen die Vertreter der Konfessionsschule; den stärksten Gegensatz zu ihnen bilden die Bremer und Hamburger. Den Kernpunkt der Frage bildet der Religionsunterricht. Die erstgenannte Richtung verlangt den streng konfessionellen Religionsunterricht, der im Mittelpunkte des Gesamtunterrichts stehen soll; die letztgenannte Richtung verlangt dessen volle Ausscheidung aus der Schule und Ersatz desselben durch einen religionslosen Moralunterricht. Die erste vermittelnde Richtung verlangt eine Simultanschule mit nach Konfessionen getrenntem Religionsunterricht. Man geht dabei von der Ansicht aus, die auch von den Freunden der Konfessionsschule vertreten wird, daß die Eltern mit Recht verlangen können, daß die Kinder in der Religion der Eltern erzogen werden. Man übersieht dabei einerseits, daß die Eltern auch der natürlichen Entwicklung des Kindes Rechnung tragen müssen und dem Kinde nicht zu früh einen Unterricht zumuten dürfen, dem seine geistige Kraft noch nicht gewachsen ist. Denn die aus philosophischen Spekulationen hervorgegangenen Dogmen sind kein Lehrstoff für Kinder; sie können vom Jüngling und von der Jungfrau kaum erfaßt werden. Man übersieht aber dabei auch anderseits, daß ein großer Teil des deutschen Volkes, namentlich der höher gebildeten Klassen, innerlich weder dem Bekenntnis der katholischen, noch dem der protestantischen Kirche zustimmen können; sie haben eine konfessionslose Religion. Diese letztere hat sich aus dem Geiste des Christentums heraus im deutschen Geistesleben entwickelt; sie ist in den führenden Geistern des deutschen Volkes, in Kant, Fichte, Schleiermacher, Lessing, Herder, Goethe, Schiller u. a. zum Ausdruck gekommen. Auch diese Gruppe von Eltern müßte von der Simultanschule verlangen, daß ihren Kindern ein ihrer Welt- und Lebensanschauung entsprechender Religionsunterricht erteilt würde; sie haben dazu dasselbe Recht wie die Katholiken und Protestanten. Aber, im Falle man an der Konfessionsschule festhalten will, so müßte man auch für sie Konfessionsschulen errichten.

Der Konfessions- und der Simultanschule mit konfessionellem Religionsunterricht fehlt es aber an der inneren Einheit. Sie vertreten beide, wie auch auf der deutschen Lehrerversammlung betont wurde, zwei sich streng entgegengesetzte Welt- und Lebensanschauungen. Der konfessionell-dogmatische Religionsunterricht macht das Kind mit der alten Welt- und Lebensanschauung bekannt; sie kennt nur den Gott der Wunder. Der weltliche Unterricht dagegen ist durchdrungen von dem Gesetz der Kausalität; er scheidet das dogmatische Wunder aus. Welcher Weltanschauung soll das Kind folgen? Kann durch einen solchen zwiespältigen Schulunterricht die Bildung einer einheitlichen, die Entwicklung der sittlichen Persönlichkeit fördernden Welt- und Lebensanschauung angebahnt werden?

Über alle diese Schwierigkeiten würde man hinwegkommen, wenn man in die Volksschule einen christlichen, dogmenlosen Religionsunterricht einführen würde. Man sage nicht, er ist unmöglich, weil uns dazu der Lehrstoff fehlt! Wir haben den Lehrstoff in der Poesie des Alten und Neuen Testaments und der religiös-sittlichen Nationalliteratur! Die letzte ist ohne Dogmen; aus der ersteren läßt sich leicht das Dogmatische ausscheiden! Oder sind das Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“ und das Gedicht „Der gerettete Jüngling“ konfessionell, kommt in ihnen eine kirchliche Lehre, ein Dogma vor? An diesem Lehrstoff kann kein Christ und kein religiöser Mensch überhaupt Anstoß nehmen. Die individuelle Gestaltung der Religion, wie sie in den Konfessionen zum Ausdruck kommt, überlasse man dem Haus und der Kirche; sie kaun nicht in Widerspruch treten mit der in der Schule gelegten Grundlage, wenn sie die richtige ist. Freilich, ob sie es vermag, ihre Glieder noch fernerhin in einer veralteten und aus dem Leben geschiedenen Welt- und Lebensanschauung festzuhalten, ist fraglich. Aber darum braucht sich der Staat nicht zu kümmern. Die Moral, die ihm zur Stütze dient, ist nicht aus dem Dogma geboren; denn dann könnte sie keine einheitliche sein. Dem Staat kann aber nur einheitliche Moral dienen, nicht eine nach Konfessionen getrennte.

Würde man diesen Religionsunterricht in die Schule einführen, dann würde sicherlich auch die durch die Bremer-Hamburger Lehrerschaft vertretene Richtung befriedigt sein. Sie ist zu ihrer extremen Forderung nur durch den bestehenden dogmatischen, auf einer veralteten Welt- und Lebensanschauung basierenden Religionsunterricht gebracht worden. Sie zählt schon mehr Anhänger unter der deutschen Lehrerschaft, als man ahnt! Wenn die maßgebenden Faktoren im Staatsleben nicht bald den schon lange erhobenen Forderungen nach einer gründlichen Revision des Religionsunterrichts in dem von uns oben angegebenen Sinne nachkommen, so werden sie die Anhängerschaft der Bremer-Hamburger bald stark vermehren! Unterdrücken kann man diese Richtung vielleicht äußerlich, aber nicht innerlich. Welchen Wert hat dann aber noch der dogmatische Religionsunterricht resp. der Religionsunterricht überhaupt? Man lege dem Liberalismus des deutschen Lehrerstandes nicht zur Last, was der von der Hierarchie beeinflußte Staat verschuldet hat! Den letzteren allein trifft alle Verantwortung! In seiner Hand liegt es allein, durch ein rechtzeitiges Einlenken in die bezeichneten Bahnen den extremen Ausschreitungen das Wasser abzugraben.

Denn wir halten die Bremer-Hamburger für zu gute Pädagogen, als daß sie ihren Irrtum nicht erkennen würden, wenn man ihnen den rechten Weg zur Erreichung ihrer aus den besten Absichten hervorgegangenen Forderungen frei macht. Sie werden bald erkennen, daß einerseits die religiöse Bildung ein wichtiger und wertvoller Teil der menschlichen Bildung ist, den die Schule nicht der Kirche, der Vertreterin der Konfession, voll und ganz überlassen kann und darf. Sie werden auch bald erkennen, daß sich eine Morallehre ohne Religion nicht erteilen läßt, wenn sich dieselbe an den Entwicklungsgang des kindlichen Geisteslebens anschließen und die Poesie in ihren Dienst nehmen will. Unser deutsches Geistesleben, unsere deutsche Welt- und Lebensanschauung und infolgedessen auch unsere nationale Literatur sind durchdrungen von dem Geiste des Christentums, soweit derselbe von ewigem Gehalt ist; in diesem echten, von allen zeitlichen und vergänglichen Zutaten gereinigten Christentume aber sind Religion und Sittlichkeit innig miteinander verbunden. Diese Verbindung ist auch in unsere Literatur übergegangen; diese aber wollen doch auch die Bremer-Hamburger nicht als Lehrstoff aus dem Schulunterricht ausschalten!

Wenn die maßgebenden Faktoren im Staatsleben von diesen Gesichtspunkten aus die Verhandlungen der deutschen Lehrerversammlung ins Auge fassen, so hat letztere ihren Zweck erfüllt; dem Staate aber wird das zu großem Nutzen gereichen. Die ultramontane und orthodoxe Geistlichkeit wird ihm allerdings bei solchen Bestrebungen scharf entgegentreten. Allein dafür hat er einen starken und mächtigen Lehrerstand zur Seite. Wenn er diesen frei macht von den Fesseln des Bureaukratismus und Hierarchismus, so wird er vereint mit ihm den Sieg gewinnen. Das Volk als

solches macht ihm keine Schwierigkeiten; es folgt in dieser Hinsicht seinen Führern. Einem freien und gebildeten Lehrerstand wird es aber gelingen, das Volk auf die Wege zu leiten, die zur Höhe der Kultur, die vorwärts zu einer besseren Zukunft und nicht rückwärts in die ausgetretenen Geleise einer vergangenen Zeit führen. Scherer.

Allgemeiner Fürsorgeerziehungs-Tag zu Breslau vom 11. bis 14. Juni.

Einberufen von der freien Konferenz der Berufsarbeiter (Direktoren, Vorsteher, Hausväter, Lehrer, Fürsorger, Inspektoren, Oberinnen usw.) an öffentlichen und privaten Fürsorge-Erziehungsanstalten, Vereinen, Kolonien usw., war die von konfessionellen oder politischen Schranken freie Tagung in Breslau aus allen Teilen Deutschlands beschickt. Die Vorträge und Verhandlungen, die alle rein sachlich waren und nur den großen Aufgaben der Fürsorgeerziehung dienen wollten, standen ganz auf der Höhe und zeigten, wie intensiv und mit welcher Hingebung und mit welchem Verständnis auch auf diesem Gebiete gearbeitet und rastlos vorwärts gestrebt wird.

Am Begrüßungsabend wurde über den Erziehungswert der Arbeit verhandelt und betont, daß in Erziehungsanstalten vorzugsweise Arbeiten verrichten werden müssen, bei denen den Zöglingen der Erfolg unmittelbar vor Augen steht, also Garten- und Feldarbeiten. Daneben dürfe allerdings der Werkstättenbetrieb nicht fehlen. Der Morgen des zweiten Tages wurde ganz ausgefüllt durch einen äußerst instruktiven Vortrag und die sich daran anschließende Debatte über das Thema: „Psychiatrische Gesichtspunkte in der Beurteilung und Behandlung der Fürsorgezöglinge". Es wurde nachdrücklich hervorgehoben und allgemein anerkannt, daß die Mitwirkung von psychiatrisch geschulten Ärzten an den Aufgaben der Fürsorgeerziehung unentbehrlich sei. Auch die Leiter der Anstalten müssen sich mit den Ergebnissen der einschlägigen Sonderforschungen und Erfahrungen auf pädagogischem, kriminalistischem, psychologischem und psychiatrischem Gebiete vertraut machen. Dann dürfe gehofft werden, daß es auf diese Weise, durch Ermittelung und Berücksichtigung etwaiger individueller Defekte gelingen werde, auch eine Anzahl derjenigen Fürsorgezöglinge, welche sich bei dem bisherigen Verfahren als schwer oder gar nicht erziehlich beeinflußbar erweisen, in ihrer Entwicklung zu fördern, zugleich aber auch von dem Gros der übrigen Zöglinge schädigende Einwirkungen fernzuhalten. Die Erreichung dieses Zieles würde einen erheblichen Gewinn für die öffentliche Wohlfahrt bedeuten und eine nicht unbeträchtliche Ersparnis an Nationalvermögen.

Die Verhandlungen am Morgen des dritten Tages, die im wesentlichen dem Thema galten: „Fürsorgeerziehung oder Gefängnis", erstreckten sich auf die verschiedensten Fragen des Fürsorgeerziehungswesens. Die Abneigung gegen die Erziehungsanstalten wurde u. a. auch darauf zurückgeführt, daß der Strafvollzug im Gefängnis auf eine bestimmte Zeit beschränkt sei, die Fürsorgeerziehung aber nicht. Auch werde diese von den Zöglingen ebenfalls als ein Akt der Strafe betrachtet, und deshalb lehne sich ihr Rechtsgefühl dagegen auf, daß sie nach Verlassen des Gefängnisses noch einmal in eine Anstalt kommen und also doppelt bestraft werden sollten. — Besonderen Anklang und vielseitige Befürwortung fanden die Forderungen möglichster Ersetzung der Gefängnisstrafe durch Fürsorgeerziehung, der Hinausschiebung der Altersgrenze für die Strafmündigkeit, der umfassenden Beschäftigung der Vormundschaftsgerichte mit dem Fürsorgeerziehungswesen und der Errichtung besonderer Jugendgerichte.

Als Resultat der Verhandlungen wurden mehrere einstimmig gefaßte Resolutionen dem Vorstande zur weiteren Bearbeitung überwiesen. Darunter, „daß eine gründliche Beseitigung der aus der Rechtsprechung über jugendliche Beschuldigte sich ergebenden Mißstände nur darin erblickt werden könne, daß das gerichtliche Verfahren den jetzigen ordentlichen Gerichten genommen und sogenannten Jugendgerichten übertragen wird". Sodann eine Bitte an die Kommission zur Vorberatung über die Reform des Strafgesetzes, das Strafmündigkeitsalter auf das 16. Lebensjahr und die bedingte Zurechnungsfähigkeit auf das 21. Lebensjahr hinaufzurücken.

Die Nachmittage und der ganze vierte Tag der Konferenz waren der praktischen Seite gewidmet: es wurden eine Anzahl von hervorragenden Anstalten und Stiftungen außerhalb Breslau, städtische und Provinzialanstalten besichtigt. Alle machten einen sehr befriedigenden Eindruck, die Zöglinge zeigten fast ausnahmslos ein frisches, fröhliches Wesen und schienen den Anstaltsaufenthalt als eine Wohlthat und als einen Segen zu empfinden. Von der ganzen Tagung aber hatte man den Eindruck, daß auf dem Gebiete der Fürsorgeerziehung vor allem das Wort gilt: was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.

Orthodoxer Parteifanatismus.

Das klerikale „Grazer Volksblatt" schreibt in Nr. 254 vom 6. Juni:

„Bei uns (d. h. in Österreich) beschäftigt sich die Kirche Augsburgischer Konfession zur Zeit mit der Herstellung einer einheitlichen „Agende", d. h. Gebrauchsformularien für den Gottesdienst und kirchliche Amtshandlungen. Dabei können die Liberalen und Orthodoxen nicht einig werden. Den Orthodoxen gegenüber erklärt der liberale Pastor Hegemann in Laibach: „Wir bemerken, daß wir es mit H. St. Chamberlain und wohl fast allen Trägern unserer modernen Kultur für die Ur- und Grundsünde der bestehenden Kirchen halten, daß sie die dem „Völkerchaos" entstammten Sakramentsvorstellungen nicht los werden können. Daß diese Sakramentsvorstellungen sich im Neuen Testament, zum mindesten bei Jesus, nicht finden, ist die gemeinsame Ansicht vieler ernst zu nehmender Forscher. In der Ablehnung dieser zauberhaften Vorstellungen glaube ich mich auf Grund mannigfacher persönlicher Beziehungen einig mit fast allen Laien, die sich aus innerer Überzeugung in den letzten Jahren der evangelischen Kirche Österreichs angeschlossen haben. Auf ihnen, nicht auf uns Pastoren, beruht die Zukunft unserer Kirche. Der „Alte Glaube" (Leipzig) antwortet darauf: „Wir nehmen an, daß der junge Stürmer und Dränger in seiner Erregung den Mund etwas zu voll genommen hat. Denn wenn Chamberlain in der Tat der Kirchenheilige der österreichischen Neuprotestanten wäre und sie unter seinem Einfluß mit jedem Sakramentsglauben gebrochen hätten, so wäre die „Evangelische Bewegung" gerichtet. Unsere Gemeinden hätten ihre oft so sauer erworbenen Scherflein vergeblich geopfert." Sehr bezeichnend ist die Bemerkung des Pastors Hegemann, daß fast alle Laien, die in den letzten Jahren protestantisch geworden seien, auf dem radikalen religiösen Standpunkt Chamberlains ständen. Wenn dem so ist, — und wir haben keinen Anlaß es zu bezweifeln, — dann kann der „evangelischen Kirche" mit der Gewinnung solcher Elemente wirklich nicht gedient sein."

Der orthodoxe Pfarrer von Cilli erläßt gerade eben ein Bittschreiben, in welchem sich folgende Stelle findet:

„Und dürfen wir nicht dankbar sein, wenn so manche unserer übergetretenen Freunde eifrige Gottsucher werden, oder wenn einer unserer hochbegabtesten Männer Unter-Steiermarks, der Jungprotestant Dr. Zangger, unserem Pfarrer vom Krankenbette seiner Mutter aus schreiben konnte: „Es ist eine Zeit des Bangens über uns gekommen. Da fühle ich die wunderherrlichen Kräfte sich regen, die durch die Versenkung in das Leben und Sterben unseres Heilands in mir wach geworden sind. Ich kann mir mein Leben ohne Christus nicht mehr denken. Jetzt erst hat alles, was ich tue und lasse, einen Sinn. . . ."

Der hier genannte Dr. Zangger ist ein eifriges Gemeindemitglied des Unterzeichneten und hat ihm oftmals seine freudige Zustimmung zur entschieden freiheitlichen Auffassung des Christentums ausgesprochen. Das letztere gilt auch von dem tieffrommen Dr. Anton Eisenkolb, dem glühenden Kämpfer gegen Rom, der seinen innigen Christenglauben auch im Reichsrat ausgesprochen hat, von so viel anderen wackeren Vorkämpfern unserer Sache. Anläßlich der oben zitierten Veröffentlichung gegen die Fellersche Agende kamen mir von verschiedenen Seiten, gerade von den ernstesten und treuesten Vertretern unserer evangelischen Bewegung, geradezu begeisterte Zustimmungen.

Wohin wäre die evangelische Bewegung in Österreich gekommen, wenn nicht die größere Anzahl entschieden freiheitlich gerichteter evangelischer Theologen sich in ihren Dienst gestellt hätte: Die Orthodoxie hätte diese Bewegung längst zu Grunde gerichtet, wenn sie überhaupt die Fähigkeit besessen hätte, entscheidend in dieselbe einzugreifen.

Unsere reichsdeutschen Orthodoxen aber, im Chorus mit den Römischklerikalen, wagen es, alle die edlen und tieffrommen Männer und Frauen, welche aus dieser Bewegung hervorwuchsen, als Ballast abzuschütteln! Entweder müßten sie sich in die orthodoxe Parteischablone hineinpressen, oder sie werden verächtlich als „solche Elemente“ abgetan.

Gewiß, ein lehrreicher Anblick!

Laibach. Pfr. Dr. Hegemann.

Der Heimgarten.

Von Friedrich Zimmer.

II.

Und wie erreichen Sie das Ziel? Ist der Heimgarten dazu fest organisiert? Hat er Statuten?

So weit es nötig ist, um dem Ganzen eine feste Rechtsgrundlage zu geben, -- ja. Diese Statuten sind hier.*) Aber was unser inneres Leben betrifft, sind wir noch immer ohne Statuten ausgekommen. Und wir würden es für keinen Fortschritt ansehen, wenn an Stelle der lebendigen Gesinnung tote Formeln träten. Was wir sind, haben wir ohne Gesetze erreicht, und ich finde, was wir erreicht haben, ist wahrlich etwas Großes, das wir mit täglich neuer Freude genießen.

Und wie haben Sie es erreicht? Das war ja gerade für mich die Frage, wie es anzufangen sei, ohne die Gemeinsamkeit des Berufs und seiner materiellen und ideellen Interessen eine lebenskräftige Erziehungsgemeinschaft zustande zu bringen. Ich sah wohl einen Verein, einen Klub, ein Kränzchen werden, aber keine Schwesternschaft.

Und doch war es so einfach. Sie brauchten nur die in Ihren Schwesternschaften gebundenen beiden Elemente, Berufsgemeinschaft und Erziehungsgemeinschaft, von einander zu lösen, den Schutz der ersteren zu lassen und die Zucht für die letztere in Anspruch zu nehmen und letztere Gemeinschaft ein wenig nach der Frauenpsychologie einzurichten. So hat es der Heimgarten tatsächlich gemacht.

---

*) 1. Der Heimgarten „Zur Rose“ e. V. mit dem Sitz in X. ist ein Frauenbund, der in sich und in der Gesamtheit ein harmonisches Leben der Persönlichkeit in Gesundheit, in Hingabe an die Ideale des Guten, des Wahren, des Schönen und des Gemeinnützigen, und in warm- und weitherziger Frömmigkeit zu entwickeln und von innen heraus zu pflegen bezweckt.
2. Der Sitz des Vereins ist X. Der Verein ist in das Vereinsregister eingetragen worden.
3. Die Mitglieder zerfallen in ordentliche und außerordentliche.
4. Die ordentlichen Mitglieder bilden eine Schwesternschaft, die ihre Angelegenheiten selbständig durch besondere Ordnungen regelt. Als ordentliche Mitglieder sind unbescholtene, großjährige Personen weiblichen Geschlechts aufnehmbar.
5. Außerordentliche Mitglieder sind Freundinnen und Ehrenmitglieder. Erstere müssen von einem ordentlichen Mitgliede eingeführt und ihre Aufnahme von den ordentlichen Mitgliedern genehmigt sein. Letztere werden von der Hauptversammlung in einstimmigem Beschluß ernannt. Ehrenmitglieder können auch Männer sein.
6. Die Geschäfte leitet ein Vorstand, der von der Hauptversammlung durch Stimmenmehrheit gewählt wird.
7. Die Hauptversammlung besteht aus den ordentlichen Mitgliedern. Sie versammelt sich jährlich wenigstens einmal. Sie setzt den Haushaltplan fest, prüft die Jahresrechnung und entlastet den Vorstand, den sie zu wählen hat, und beschließt über Anlegung des Vereinsvermögens.
8. Jedes Mitglied zahlt vierteljährlich 5 Mark. Die ordentlichen Mitglieder zahlen überdies eine einmalige Aufnahmegebühr, deren Höhe nach ihrem Vermögen zu bestimmen, ihrem eigenen Ermessen anheimgestellt wird.
9. Mit dem ähnlichen Männerbunde in X., sowie, wenn andere gleichartige Heimgärten entstehen, mit diesen, ist ein Bundesverhältnis anzustreben.

Nun aber bin ich doppelt gespannt; sagen Sie mir, bitte: was ist der Heimgarten?

Einfach der Garten, in dem wir Schwestern tätig sind.

Also sind die Schwestern gleichsam Gärtnerinnen?

Gewiß, und ich denke, daß es eine schöne, beziehungsreiche Frauentätigkeit ist, Gärtnerin zu sein. Darin kommt die ganze Frauennatur zu ihrem Ausdruck: In der Pflege der Pflanzen wird die fürsorgende Pflege der Gattin charakterisiert; die Kultur der Pflanzen im Jäten und Ausreuten und im Begießen und Lockern des Bodens ist ein Abbild der erzieherischen Tätigkeit der Mutter, und endlich der Gewinn aus solcher Arbeit und der Schmuck des Hauses, den die Gartenpflege ermöglicht, ist ein Gegenstück zu der hauswirtschaftlichen Tätigkeit und der Kunstpflege der Hausfrau.

Und wenn Sie eine Schwesternschaft nach Art der bisherigen bilden, nur daß die Erziehungsgemeinschaft von der Berufsgenossenschaft abgetrennt ist, so werden Sie auch in der Schwesternschaft verschiedene Stufen unterscheiden, etwa Mädchen, Gehülfinnen und Gärtnerinnen, nicht wahr? Vielleicht noch eine Schwester Obergärtnerin?

Sie haben vollkommen richtig verstanden. Das folgt ja auch ohne weiteres aus der Symbolik: die Schwestern als Gärtnerinnen im Menschengarten.

Aber warum heißt er Heimgarten?

Ich denke, der Name deutet es klar genug an: ein Garten, der unser Heim ist, in dem wir daheim sind. Was ein Garten den Blumen ist, das ist der Heimgarten uns, — die geistige Heimat, in der wir wurzeln.

Jede Schwester also ist gleichsam eine Blume?

Richtig; nur besteht der Garten nicht bloß aus Blumen, sondern aus Gewächsen von allerlei Art, und damit haben wir im Bilde die Grundregel für alle Gemeinschaft: Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Nicht die einzelne Pflanze macht den Garten, und nicht eine größere Zahl derselben Pflanzen tut dies — dies gäbe ein Feld —, sondern die Mannigfaltigkeit verschiedener, aber harmonisch sich ergänzender Gewächse, Bäume und Sträucher, Blumen und Gräser. Eine köstliche Symbolik, im besten Sinne eine „Blumensprache“!

„Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.“

Sprechen Sie etwa dies Schillerwort bei Ihren Feiern?

Vielleicht! Aber über unsere Feierstunden reden wir nicht; die muß man mit erleben. Dann sieht es das Auge und hört es das Ohr, wie Symbol und Sprache harmonisch zusammenklingen, und dadurch prägen sich beide dem Herzen unauslöschlich ein. O, warum reden und predigen die Erwachsenen nur immer und stellen es sich nicht sinnenfällig vor die Augen, was ihr Herz erfüllen soll!

Ich verstehe; es ist eine tiefsinnige Symbolik, die darin liegt: jede Pflanze kann nur das werden, woraufhin sie von Natur in Same und Keim angelegt ist. Die Eiche kann nicht Rose werden und die Rose nicht Palme. Darum gibt es auch nur eine wirkliche Erziehung, die den Namen verdient, nämlich die entwickelnde Erziehung. Die hat für die Menschenpflanzen den Boden zu bereiten; wächst da die Pflanze empor, so ist mancher geile Trieb zu beseitigen und der Wildling durch eingepfropftes Edelreis zum edlen Fruchtbaum umzuschaffen. Den Garten machen erst alle Pflanzen zusammen in harmonischer Anordnung aus. Herrliche Symbolik!

Und merken Sie auch wohl den religiösen Hintergrund dieser Symbolik, gleichsam den Regenbogen Gottes, der sich über dem frischgetränkten Garten aufbaut?

O ja, der Garten ist der Gottesgarten, das Paradies.

Und zwar ein Paradies, das nicht in der Vergangenheit liegt, sondern vor uns, als das Ideal, das uns geschenkt, aber auch von uns erarbeitet werden soll, Frucht unseres Betens und unserer Arbeit zugleich. — Ja, mein Freund,

Sie haben den Heimgarten verstanden; eines fehlt nur noch, daß wir ihn Ihnen öffnen und Sie an unserer Arbeit teilnehmen lassen. Und wie eine Gärtnerin dem verständigen männlichen Berufsgenossen die Tür ihres Gartens nicht verschließt, so wenig wollen wir dem Manne, der uns versteht, die gelegentliche Mitarbeit und Mitfreude in unserem Heimgarten wehren; es dient auch uns selbst nur zur Förderung. Eben wird das Zeichen zur Arbeit gegeben. Die Pforte des Heimgartens tut sich auf. Treten Sie mit ein!

* * *

Wo bin ich? Ich schaue um mich. — Was sollte ich sehen und hören, wo ist meine holde Führerin? Unser Gespräch klingt mir noch in der Seele nach, Wort für Wort, aber nun ich ihr folgen und den Heimgarten betreten will, ist alles verschwunden. — Es war ein Traum — — oder war es ein Ideal, wie das, von dem sie sprach, das uns zwar geschenkt, aber zugleich von uns erarbeitet werden soll? Wer sind die Frauen, für die dieser Heimgarten ein kräftiges Ideal ist, und sind sie an der Arbeit, es zu verwirklichen? — —

* * *

Sie sind an der Arbeit. Das Vorstehende hatte ich vor einem Jahre einem weiteren Frauenkreise mitgeteilt. Das ist die Anregung geworden, daß einzelne Frauen den Heimgarten verwirklichen möchten. Wenn dies gelingt, werden wir weiter davon hören.

Vom Büchertisch.

W. von Schueden. Der moderne Jesuskult. Neuer Frankfurter Verlag. 1 Mk.

„Religion im wahren Sinn des Wortes ist nie etwas anderes, sie will, kann und darf nichts anderes sein als Beziehung des Menschen auf Gott. Und wenn die orthodoxe Christenheit ihren Christus in den Mittelpunkt des religiösen Kultus stellt, so ist sie darin insofern gerechtfertigt, als sie ihn ja im wahren Sinne des Wortes für einen „Gott“ hält. Wenn aber Schleiermacher, Ritschl und ihre Schulen diesem fleischgewordenen Gotte Christus ihren bloßen „Idealmenschen“ Jesus unterschieben und nun diesen allen Ernstes als „Gott“ verehrt wissen wollen, weil er angeblich die „alleinige vollkommene Offenbarung Gottes im Weltlauf“ gewesen ist, so heben sie damit ohne Frage das religiöse Verhältnis in seinem eigentlichen, wahren Sinne auf und verflüchtigen die ganze Religion zu einem höchstens noch ästhetisch bedeutsamen Kultus einer irdischen Persönlichkeit. Und wo sie vor dem Aberwitz einer solchen göttlichen Verehrung eines bloßen „Menschen“ noch zurückschreckt, da verdirbt die liberale Theologie mit ihrer Jesusschwärmerei die Religion doch insofern, als sie zwischen Gott und die Menschen der Gegenwart einen halbsagenhaften Menschen der Vergangenheit als angeblich unentbehrlichen Mittler einschiebt.“ Mögen die Ausführungen des Verfassers in mehr als einem Punkte recht beachtenswerte sein und die Reaktion gegen die geschichtliche Belastung der Religion eine natürliche Folge eines überschwänglichen romantischen Jesuskultes sein, so können wir doch jenen auch von Kalthoff vertretenen Skeptizismus gegenüber der Persönlichkeit Jesu, als ob dieselbe dem modernen Menschen nichts mehr zu geben habe, nicht teilen. Man denke an den „Jesus in Gethsemane“ oder an das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“, in all' dem liegt doch nicht nur Vergangenheitsreligion, sondern ewige Religion, die die Seele auch heute noch braucht. Auch bleibt es doch Tatsache, daß im Anschauen der Persönlichkeit Jesu und seines Lebens viele Menschen erst ihr wahres Leben entdeckt haben und daß von dieser Persönlichkeit fort und fort Lebenswirkungen ausgehen. Es gibt nicht nur eine gefährliche Pietät gegen die Geschichte, sondern auch eine gefährliche Mißachtung derselben und wir schämen uns nicht, gegenüber W. von Schueden, Kalthoff u. a. auf seiten Goethes zu stehen, der bekannte: „Ich beuge mich vor Jesus als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit . . . Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“ Wir können nicht denken, daß die Menschheit religiös und sittlich stiege, wenn ihr erst einmal Jesus zur quantité négligeable würde.
A. K.

Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von O. Flügel. Heft I. Kants Religionsphilosophie von Ch. A. Thilo. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann), 1905. 65 S. 1.20 Mk.

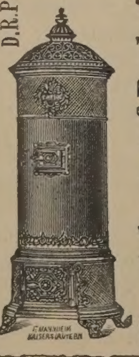
Diese Herausgabe ist mit Freuden zu begrüßen. Es wird, namentlich dem im praktischen Amte stehenden Geistlichen, viel leichter, in die Geschichte der Religionsphilosophie hineinzukommen, wenn sie so in Einzeldarstellungen in Zeiträumen getrennt nacheinander ihm zukommt, vorausgesetzt, daß er sich's wahrnimmt und sich alsbald darüber macht. Denn für ein zusammenhängendes Durchstudieren des Ganzen fehlt die Zeit, und wenn einmal Zeit vorhanden ist, findet sich nicht immer die nötige innere Zurüstung. Der religiöse Rationalismus aber (das Schreckenswort lindernd im weitesten Sinne gebraucht als allgemeiner Gegensatz gegen geschichtlich festgelegte, unmittelbar göttliche Offenbarung) bedarf der Religionsphilosophie zur Sicherung des religiösen Objektes. Auf das Unternehmen selbst kommen wir zurück, wenn mehrere Hefte vorliegen.
M. F.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt“ zu beziehen.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 41

Kirchenöfen Schulöfen D.R.P.

Monatelang auf Probe! E. Henn, Ofenfabrik, Kaiserslautern.

Collaborator
wird sofort für die evangelische Gemeinde **Jena** gesucht. Gehalt 1200 Mk. Erstes Examen muß bestanden sein. Man wolle sich unter Einsendung von Zeugnissen an den Unterzeichneten wenden.
Jena, den 18. Juni 1906.
Der Kirchgemeindevorstand.
D. Braasch.

Töchter aus guter Familie finden zur Fortsetzung ihrer Stud. in Sprachen, Musik und Kunst Pension in einer der schönsten Vorstädte Londons. Ausflüge in die Umgebung, Besuch der Museen 2c. Nähere Auskunft erteilt
Pastor Wohlleben, Cöln, Lindenstr. 71.

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. **Mk. 0.80.**
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion.“ (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung“.)

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde**
Preis brosch. *M.* **1.25**, geb. *M.* **2.25**.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma:
Georg Wirschinger, Weinkellereien, Mainz am Rhein,
bei, auf den wir hiermit noch besonders aufmerksam machen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage
Nr. 27.

Berlin
Bremen.

7. Juli 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Evangelisch-sozialer Kongreß in Jena. II. — Vom Jubiläum des ostdeutschen Jünglingsbundes. — Nachrichten. — Anzeigen.

Evangelisch-sozialer Kongreß in Jena.

II.

Aus Harnacks Begrüßungsrede greifen wir zwei Sätze heraus, die uns besonders erfreuten. Der eine betrifft die sittliche Beurteilung des sozialen Kampfes. Mit einer erquickenden Lebhaftigkeit in Sprache und Gestikulation bedauerte er, daß die Wohltaten der sozialen Gesetzgebung gegeben seien und noch immer gegeben würden als Geschenk von oben her, während sie von den Arbeitern in gemeinsamer Arbeit miterrungen werden müßten. Übrigens hat ja auch Abbé bei Einrichtung der Zeiß-Stiftung bedauert, daß sich die Arbeiter ihre Stellung darin nicht selbst erkämpft hätten. Und mit größter Genugtuung hörten wir als Erklärung des Wörtchens „Evangelisch": „Wir denken ans Evangelium und nicht an Konfessionalismus; es kann nicht besser werden, wenn wir nicht ein Gebiet nach dem andern einem engherzigen Konfessionalismus entreißen."

Über den Vortrag von Pfarrer Dr. Rittelmeyer-Nürnberg: „Der Jenseitsglaube und die soziale Arbeit" ist es sehr schwer zu urteilen. Der Gesamteindruck war glänzend, dennoch muß man bei strengster Kritik sagen: die Thesen erwecken einen einheitlicheren Eindruck als das Referat; wie sich mehr noch in der Privatunterhaltung als in der Debatte zeigte, war es von verschiedenen Leuten ganz verschieden verstanden worden. Es lag das wohl einmal an dem Gebrauch des Wortes Jenseits trotz Ablehnung räumlicher Vorstellungen, sodann an der mangelhaft durchgeführten Unterscheidung zwischen der Vollendung der Welt und der Vollendung der Persönlichkeit. Ausgehend von G. Keller kennzeichnet Rittelmeyer zunächst die Stimmung der heutigen Gegner des Jenseitsglaubens, der ihrer Meinung nach den Menschen gegen die umgebende Natur isoliere, die Menschheit atomisiere, statt sie zusammenzufassen, und die Menschheit exiliere. Die Väter der Sozialdemokratie, die Feuerbach national-ökonomisch umgestalteten, betrachteten theoretisch das Jenseits als notwendige Widerspiegelung irdischer Verhältnisse; man darf aber die Sozialdemokratie nicht nur nach ihren Dogmatikern beurteilen, in der Agitation wird der Jenseitsglaube einerseits als absichtliche Täuschung dargestellt, andererseits hat man seine Kleiderkammer geplündert, um die sozialpolitischen Endhoffnungen auszustatten. Aber dieser Himmel kommt für die Lebenden nicht mehr und bietet kein volles Glück.

1. Eine entschlossene soziale Tätigkeit ist nicht nur ohne Jenseitsglauben möglich, sondern der große Aufschwung der sozialen Arbeit fällt zeitlich und ursächlich mit dem Zurücktreten des Jenseitsglaubens zusammen. Der Jenseitsglaube enthält in seiner vulgären Form starke kulturhemmende Elemente.

2. Die theoretisch ablehnende Stellung der Sozialdemokratie zum Jenseitsglauben ist mit praktischen Zugeständnissen an denselben verbunden und trägt die Keime weiterer Auflösung in sich.

Es gibt drei Kulturideale: 1) das eudämonistische; aber die Agitatoren müssen die Masse erst lehren, worin sie ihr Glück finden sollen. Damit ist der Eudämonismus schon durchbrochen. 2) Das naturalistische; aber unter dem „naturgemäßen Zustande" denkt sich jeder etwas anderes. 3) Das evolutionistische; bei Leugnung der Unsterblichkeit des einzelnen redet man meist um so eifriger von „unendlicher Entwicklung des Menschengeschlechtes" — wozu man auf dem reinen Diesseitigkeitsstandpunkt kein Recht hat —, oder man klammert sich wie Nietzsche an das Phantom der Seelenwanderung.

3. Bis jetzt ist es noch keiner Ethik gelungen, ein wirklich befriedigendes innerweltliches Kulturideal aufzurichten. Es gibt keine Kulturarbeit ohne Transzendenz, d. h. ohne versteckte Jenseitsgedanken.

Vom christlichen Jenseitsglauben handelt These 4:

4. Der christliche Jenseitsglaube geht nicht aus solchen Erwägungen hervor, auch nicht aus dem egoistischen Wunsch nach Erhaltung der eigenen Persönlichkeit, sondern aus einem religiösen Erleben der höchsten Werte und Ziele, das im engsten Zusammenhang mit dem Gottesglauben steht.

Darum muß der wirklich religiöse Mensch auch mit bezug auf den Jenseitsglauben sprechen könen: Psalm 73, 25.

Gott selbst hat dem vulgären Jenseitsglauben als Feinde erstehen lassen a. das Teleskop, das den Glauben an einen Raum über uns beseitigte. Der Glaube wird innerlicher, damit auch unsicherer; war er früher Grundlage, so wird er nun zur letzten zarten Turmspitze, die zeitweilig auch von Wolken verdeckt sein kann; b. das Mikroskop, das uns die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens zeigt. Das religiös Wertvolle der biblischen Endvorstellung ist, daß Gott Vollkommenheit heraufführt, nur müssen wir dabei den Gott der wunderbaren Eingriffe ersetzen durch den Gott, der sich uns offenbart hat, den Gott der Gesetze. Aus der Grundanschauung allgemeiner Gesetzmäßigkeit und da wir überall finden, daß sich das Natürliche, z. B. rein technische Dinge, als Basis des Höheren bewährt, meinen wir auch, daß das Jenseits mit dem Diesseits irgendwie naturgesetzlich zusammenhängt.

5. Durch die gegenwärtige Krisis, in die er eingetreten ist, wird der Jenseitsglaube allerlei Umbildungen erfahren, unter denen die Einsicht von einem irgendwie bestehenden organischen Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits die wichtigste ist.

Die Jenseitshoffnung ist in der christlichen Verkündigung zu sehr als Quietiv verwendet; sie muß Freude geben, Osterfreude, der gegenüber die Freude der Diesseitsgläubigen kindlich oder gewaltsam erscheint; Freude aber ist aufgespeicherte Kraft, die umgesetzt werden kann auch in soziale Arbeit. Da der Wert der Menschheit nur in ihren höchsten Exemplaren zum rechten Ausdruck kommt, so ist fraglich, ob ohne Jenseitsglauben die Achtung vor jedem Exemplar Mensch aufrecht erhalten werden kann.

6. Erst dann wird der Jenseitsglaube die in ihm vorhandenen sozialen Kräfte ungehemmt entfalten, besonders, indem er die sittliche Kraft des einzelnen stärkt und seine Achtung vor den andern aufrecht hält und hebt, während die soziale Gesinnung ohne Jenseitsglauben starken Erschütterungen entgegengeht.

Die Debatte war zum Teil stark theologisch, vor allem entbrannte der Kampf um die Eschatologie. Überraschend wirkte P. Liebster-Leipzig, der trotz energisch liberaler und sozialer Grundanschauung gegen die Verschleierung des Dualismus protestierte, der zur christlichen Religion gehöre; er verlangt schroffe Scheidung von Jenseits und Diesseits, von Religiösem und Irdischem; darauf überbrückte Sup. Gallwitz-Salza die Kluft wieder durch historische Darlegungen über den Jenseitsglauben und unter Berufung auf Nietzsche: „Der reine Geist ist der reine

Unsinn." Prof. Wendt meint, die Stimmung bleibe die gleiche, wenn an Stelle des Weltendes der eigene Tod erwartet werde; Rade will aus der eschatologischen Stimmung noch die Hoffnung bewahrt sehen auf Unerhörtes, was durch Gottes Willen und Kraft noch kommen werde; „erwarte große Dinge von Gott und unternimm große Dinge für Gott!" Die soziale Seite kam in der Debatte zunächst zum Ausdruck durch P. v. Broecker-Halle. Die Zweifel der Arbeiterschaft am Jenseits sind nicht so sehr wissenschaftlich begründet, sondern das unsoziale Verhalten der Kirche hat so verstimmt, daß der Widerspruch sich an allen Punkten einhakt. Im übrigen gründe sich der Glaube an den ewigen Wert der Menschenseele auf die Achtung vor der Persönlichkeit; darum sei Pflege des persönlichen Lebens Urquell des Ewigkeitsglaubens; Joh. Müllers Programm sei sozial anzuwenden. P. Herz-Chemnitz sieht in der Art Kutters („Sie müssen") und unter Berufung auf ihn etwas Gemeinsames in der christlichen und der sozialistischen Hoffnungsfreudigkeit, während P. Willy Veit-Frankfurt in der ihm eigenen Weise der Übertreibung richtiger Gedanken den individuellen Charakter der Jenseitshoffnung betont und den Begriff des Reiches Gottes als mißverständlich ganz und gar ablehnt; für die Institutionen dieses Lebens biete der Jenseitsglaube wenig, man solle z. B. nicht nur vom Wiedersehen mit unseren Lieben reden, sondern auch vom Wiedersehen mit den Leuten, an denen wir Pflichten versäumt haben. Im allgemeinen aber brauchen wir andere religiöse Motive für die soziale Arbeit (vgl. M. Weber, „Die evangelische Ethik und der Geist des Kapitalismus" und „Protestantenblatt" 1905, Nr. 46 und 47).

Der zweite Vortrag war nach alter Sitte nationalökonomisch; der Tübinger Privatdozent Dr. Bernhard Harms sprach mit Wärme und schlichter Klarheit über

den Maximalarbeitstag.

Wir müssen uns leider auf die Wiedergabe der Thesen beschränken.

1) Die tägliche Arbeitszeit der in den Fabriken und ihnen gleichstehenden Anlagen beschäftigten unselbständigen Personen ist in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr verkürzt worden; auch läßt sich eine ausgesprochene Tendenz zu weiterer Verkürzung der Arbeitszeit nicht verkennen.

2) Aus sozialethischen und sanitären Gründen ist es dringend erwünscht, diese Tendenz so zu beeinflussen, daß die Verkürzung der Arbeitszeit nicht nur allgemein, sondern vor allem in gesundheitsschädlichen Industrien, sowie für jugendliche und weibliche Arbeiter Platz greift. Besonders dringend ist die Verkürzung der Arbeitszeit für verheiratete, geschiedene und verwitwete Fabrikarbeiterinnen, und zwar in dem Umfange, daß es ihnen möglich ist, in größerem Maße als bisher ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter obzuliegen.

3) Wirtschaftliche Rücksichten können für die Verkürzung der Arbeitszeit in besonders gesundheitsschädlichen Industrieen und für jugendliche Arbeiter nicht ausschlaggebend sein. Hingegen ist die Verkürzung der Arbeitszeit Erwachsener in hygienisch einwandfreien Betrieben unter allen Umständen unter dem Gesichtswinkel ihrer ökonomischen Wirkung zu beurteilen. Hierbei wird man von dem Grundsatz ausgehen müssen, daß die Verkürzung der Arbeitszeit weder den Unternehmern eine Schmälerung ihrer Rente, noch den Arbeitern eine Kürzung ihres Lohnes bringen darf. Dies ist nur dann denkbar, wenn die Arbeitsintensität so steigt, daß trotz der verkürzten Arbeitszeit das Quantum der Produktion nicht zurück geht. In dem Maße als dies geschieht, kann die Arbeitszeit unbedenklich verkürzt werden.

4) Die Frage, ob auf die Verkürzung der Arbeitszeit innerhalb des volkswirtschaftlich möglichen Rahmens der Staat einen Einfluß ausüben soll, ist verschieden zu beantworten. Unerläßlich ist die Mitwirkung des Staates bei der Verkürzung der Arbeitszeit in gesundheitsschädlichen Industrien. Desgleichen kann auf gesetzliche Bestimmungen, welche die tägliche Beschäftigungsdauer der jugendlichen Arbeiter beschränken, nicht verzichtet werden.

Im einzelnen ist erwünscht, daß:

1) der Bundesrat von dem Recht der Normierung eines hygienischen Maximalarbeitstages in größerem Umfange Gebrauch macht als es bisher geschehen ist, besonders mit Rücksicht auf die Frauen.

2) § 135 der Gewerbeordnung dahin abgeändert wird, daß für „jugendliche" Fabrikarbeiterinnen, deren Schutzalter auf 18 Jahre zu erhöhen ist, und für jugendliche männliche Arbeiter der neunstündige Maximalarbeitstag festgelegt wird. Auch bei der Regelung der Arbeitszeit erwachsener Frauen ist die Mitwirkung des Staates erforderlich; nur muß hierbei die richtige Mitte gehalten werden zwischen dem sozialpolitisch Erwünschten und dem volkswirtschaftlich Möglichen. Der zehnstündige Maximalarbeitstag für Frauen ist im ganzen spruchreif, doch bedarf es bei seiner Einführung weitgehender und langfristiger Übergangsbestimmungen, vor allem für die Textilindustrie, und Ausnahmebestimmungen für die Saisongewerbe. Dringend erwünscht ist die internationale Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages für Frauen.

Eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit erwachsener Männer in hygienisch einwandfreien Betrieben empfiehlt sich nicht. Desgleichen ist eine gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit verheirateter Frauen über die der ledigen hinaus nicht erwünscht; hingegen ist energisch auf die Einführung der fakultativen Halbtagschicht für verheiratete, verwitwete und geschiedene Frauen hinzuarbeiten.

In der Debatte trat Adolf Wagner und Arbeitersekretär Erkelenz (Hirsch-Duncker) für staatliche, gesetzliche Einführung des Maximalarbeitstages ein, namentlich, weil ihn die Arbeiter bei unserer beschränkten Koalitionsfreiheit von sich aus nicht erreichen könnten. Als hervorragender Redner zeigte sich der Posener Professor Bernhard; obwohl er schwierige volkswirtschaftliche Probleme vortrug, verstand er es, die bereits ermüdende Versammlung noch einmal auf lebhafteste zu interessieren. Zusammenfassend stellte zum Schlusse Harnack fest, daß allgemein eine Verkürzung für wünschenswert erklärt war, daß eine uniforme staatliche Festlegung für alle Arten Arbeiter nicht zu wünschen sei, und daß für verheiratete Arbeiterinnen ein Abbröckeln von 1—2 Stunden wenig ausmache. Wenn am folgenden Tage in betreff des letzten Punktes das Bedenken laut wurde, die Einführung der Halbtagsschicht könne unter Umständen im Erfolg den Ausschluß der verheirateten Frau aus der Fabrik bedeuten, so trifft dieser Einwand den Vorschlag der fakultativen Halbtagsschicht nicht.

Vom Jubiläum des ostdeutschen Jünglingsbundes.

Der „Ostdeutsche Jünglingsbund" hat vom 9.—12. Juni d. Js. sein fünfzigjähriges Jubiläum in Berlin gefeiert. Protektor ist Prinz Friedrich Heinrich vrn Preußen. Offenbar sind alle Hebel in Bewegung gesetzt worden, um dem Feste Glanz und Weihe zu verleihen. Ein goldgeränderter „Bundes-Bote" erschien, Einladungen waren nach allen Seiten ergangen. Für jemand, der selbst einmal einem solchen Jünglingsverein angehört, jahrelang aus dem „Weikert" mitgesungen, als Mann den Bestrebungen teilweise aktiv nahegestanden, lag es nahe, soweit wie möglich zu erfahren, welcher Geist jetzt in dem Bunde herrscht. Ich folgte also der Einladung zu der Evangelisationsversammlung im Stadtmissionssaal am Abend des 11. Juni. Gefülltes Haus, auf den Galerien Damen, gut Teil geistliche Gesichter, dann Helfer und Mitglieder, meist mit dem Bundesabzeichen! Auch Lehrlinge, die offenbar bis kurz zuvor gearbeitet hatten, stellten sich ein, wurden aber wie verschiedene andere, in der Temperatur des Saales gemach vom Schlaf bezwungen. Die Leser dieses Blattes wird es interessieren, was in den vier Ansprachen des Abends der Versammlung geboten wurde. Es waren vier Redner angesetzt: Bundesdirektor Pastor Stuhrmann-Barmann, Pastor Korth-Berlin, Hofprediger Ohly-Berlin, Hofprediger a. D. Stöcker, alles streng-positive Richtung! Man hatte sich in die Auslegung vom 2. Timotheus 1, 7 geteilt: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht. Über den Geist der Kraft sprach Stuhrmann. Wie die Stimme eines Leutnants vor der Front klang sein Organ schneidig, gellend durch den Raum. Bis in die letzten Einzelheiten übertrug er das Bild der Kontrollversammlung und des Militärpasses auf den Jünglingsverein. Vielleicht selbst Soldat gewesen? An allem, was

nicht zur positiven Farbe gehörte, nicht vollständig „bekenntnistreu“ war, ließ er kein gutes Haar! Man dachte unwillkürlich an: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie —. Als er aber von der „verrückten Kulturblasiertheit“ der Gegenwart sprach, hätte ich ihm auch gern einen Paß ausgestellt — den Laufpaß! Glaubt man durch solche Purzelbäume ernste, denkende Menschen zu fesseln oder zu gewinnen? Wenn das der Standpunkt des Jünglingsbundes ist, dann darf man sich nicht wundern, daß gerade intelligente Kreise sich diesen in vieler Beziehung lobenswerten Bestrebungen fernhalten oder abwenden. Pietistische Überfütterung pflegt das Gegenteil von dem zu bewirken, was man wünscht. Wer die Jugend kennt oder fähig ist, sich in seine eigene Jugend zurückzuversetzen, weiß, daß Heiterkeit, Freude an körperlichen Übungen, Scherz und Geselligkeit das Lebenselement dieses Zeitabschnittes ist. Gegen Verirrungen gibt es positivere Mittel als Beten und Beichten! Wie viel Jünglinge mögen zum Pastor beichten gehen, wenn sie sich auf Irrwegen fühlen? Unter geistlicher Leitung herrscht fast immer etwas Geducktes, Gezwungenes, Gesalbtes, die ungezwungene Natürlichkeit schwindet, weil hinter jedem dummen Streiche die Sünde, der Teufel, die Schlange gewittert wird! Jünglingsvereine müssen unter weltlicher Leitung stehen, müssen Bildungsvereine im besten Sinne auf konfessionsloser Grundlage sein. Erbauung ist keineswegs ausgeschlossen. Aber Erbauungsübungen, geistliche Erweckstunden, wie alles Pietistische sind vom Übel. Kein gesunder Jüngling sollte den Anschluß an einen Turn- und Wanderverein versäumen! Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust! Der rechte Jüngling weckt und streckt sich nach Männern, die ihm durch Charakter und Idealismus imponieren. Christus wird in den Jünglingsvereinen meist dargestellt als Mann der Schmerzen, als Dulder; daß er scharfe Erkenntnis, Schlagfertigkeit in der Diskussion, Energie im Handeln besaß, das verschweigt man. Darum fehlt in jenen Kreisen die wohltuende harmonische Bildung, der Baum und Bau deutschen Wesens ist erwachsen auf nationaler, christlicher und klassischer Grundlage. Das Muster eines deutschen Jünglings finden wir z. B. in Goethes „Hermann und Dorothea“. Aber da ist ja von irdischer Liebe die Rede! O weh!

Von Verunglimpfungen frei hielt sich der zweite Redner, Herr Pastor Korth, der vom Geist der Liebe sprach. Das war teilweise sehr freimütige Selbstkritik, die sich nicht scheute, zu gestehen: Es wird nirgends mehr gezankt als in den christlichen Jünglingsvereinen! Ja, wenn die Religion nicht in den Willen übergeht, hat sie ihren Beruf verfehlt. Lieber ein Leben ohne Religion als eine Religion ohne Leben!

Herr Hofprediger Ohly verbreitete sich über den Geist der Zucht, den er als Geist der Besonnenheit, des Maßhaltens charakterisierte. Gegen Unzucht hilft nun einmal nicht Zetern und Verdammen. Der ganze Volkskörper muß gesunden, dann verschwinden auch die Pestbeulen! Palliativmittel verschlagen nichts! Das schier endlose positive Beten und Beichten ändert an den Ursachen der Unsittlichkeit wenig. Genügendes Auskommen, vernünftige Wohnungshygiene, Enthaltsamkeit von jedem Alkohol, angemessene Abhärtung: das sind Gesundungsmittel! Über geschlechtliche Dinge muß ein berufener Mund dem heranwachsenden Alter Belehrung geben, ernst, offen, mit heiliger Scheu vor Verletzung, aber die Verantwortung jedes einzelnen gegen das eigene Gewissen, die Gesellschaft und die — nächste Generation hervorheben. Res, non verba!

Herr Hofprediger Stöcker faßte die wertvollsten Gedanken seiner Vorredner zusammen und gab aus seiner Seelsorge manches zum besten. Das unmittelbare Leben der Großstadtjugend in Erwerb, Vergnügen, Lust und Leid scheint kaum einer der Redner scharf zu kennen, dazu stehen die geistlichen Herrn dem Erwerbsleben zu fern. Darum noch einmal: Weltliche Leitung, Mitwirkung der Geistlichen sehr wünschenswert! Die Fortbildungsschule ist der Jünglingsverein der Zukunft! Auffallend ist bei dem ganzen Arrangement der Festlichkeit, daß man bei aller Feindschaft gegen die Welt die Gunst der Mächtigen dieser Erde ganz und gar nicht verschmäht!

Nachrichten.

Hannover. Für die hannoversche Landeskirche ist von der Regierung am 1. Mai eine Krankenkasse für Geistliche (z. Zt. 105 Mitglieder) mit dem Sitz in Hannover (Vorsitzender Superintendent Lic. Cölle in Burgdorf) genehmigt worden. Sie gewährt für den Pfarrer und seine Frau im Verhältnis der vorhandenen Mittel (Jahresbeiträge Höhe für Verheiratete 21 Mk, für Unverheiratete 14 Mk.) für durch Arzt und Apotheke entstandene Kosten (ausgeschlossen sind: Badereisen, Aufenthalt in Nervenheilanstalten, Reisen, Zahnarzt, und abgerechnet und ausgeschlossen alles, was unter 50 Mk. liegt) Ersatz, mit dem Ziel, die Gesamtkosten einmal tragen und die Zahlungen der Kasse auch bei Erkrankung der Kinder übernehmen zu können.

Königreich Sachsen. Zur Landessynode. Die rasch wachsenden Industriezentren erschweren die kirchliche Versorgung. Die neugegründeten Gemeinden in den Arbeitervierteln haben einen wesentlich höheren Prozentsatz zur Kirchensteuer zu zahlen als die alten Gemeinden. Die evangelischen Arbeitervereine des Königreichs haben nun an die Landessynode die Bitte gerichtet, den schon bestehenden Versammlungen der Kirchenvorstände einer Stadt Rechte zu verleihen zur Regelung der gleichmäßigen Versorgung der Stadtteile, der gerechten Verteilung der Steuerlast und der finanziellen Verhältnisse der Geistlichen und der kirchlichen Beamten. — Immer neue Entdeckungen muß die Orthodoxie, die im Vollbesitz der Erziehung der Lehrer ist, an ihren Schülern machen. Nun hat der Dresdener Lehrerverein einmütig folgende Resolution beschlossen: Die vaterländische Lehrerschaft erwartet, daß die 8. evangelisch-lutherische Landessynode ihre Zustimmung erteilen werde: 1. zur vollständigen Durchführung der fachmännischen Schulaufsicht, d. i. zur vollständigen Beseitigung der geistlichen Lokalschulinspektion in den sächsischen Volksschulen; 2. zur Aufhebung der besonderen Beaufsichtigung des Religionsunterrichts durch die von der Kirche beauftragten Geistlichen und 3. zur Einführung einer Schulbibel. Sie gibt sich weiter aber auch der Hoffnung hin, von der Landessynode wirksam unterstützt zu werden in ihren Bestrebungen: 1. eine wesentliche Abminderung des religiösen Memorierstoffes und 2. einen auf pädagogischer und religionswissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Religionsunterricht herbeizuführen. Diese Wünsche sollen durch den Vorstand des Sächsischen Lehrervereins der Synode unterbreitet werden.

Der katholische Lehrerverband trat in seinen Verhandlungen den Ausführungen des Lehrers Linarz-Berlin bei, der sich gegen die kirchliche Schulaufsicht wendete, als eine des Lehrerstandes unwürdige und veraltete Einrichtung. Zwar konnte dies Resultat, da nicht abgestimmt wurde — eine Stimme hat ja der katholische Laie in kirchlichen Fragen nicht —, nicht äußerlich festgestellt werden, aber die meisten Reden der Debatte, wie die Zustimmungsäußerungen der Versammlung, ließen diese Stellungnahme der Mehrheit deutlich erkennen.

Mecklenburg-Schwerin. Die Kommission, die sich mit der Regelung des Diensteinkommens der Geistlichen zu befassen hat, hat folgende Zusammenstellung der Pfarrgehälter im Großherzogtum gegeben: Von den 320 Pfarrern des Landes haben 5 Pfarrer ein jährliches Einkommen von 2000—2500 *M.*, 23 ein solches von 2500—3000 *M.*, 49: 3000—3500 *M.*, 55: 3500—4000 *M.*, 65: 4000 bis 4500 *M.*, 53: 4500—5000 *M.*, 26: 5000—5500 *M.*, 20: 5500 bis 6000 *M.*, 7: 6000—6500 *M.*, 10: 6500—7000 *M.*, 4: 7000—7500 *M.*, 1: 7500—8000 *M.*, 1: 8000—8500 *M.*, 1: 9000—9500 *M.* Als niedrigstes Einkommen sind bei der Pfarre in Russow (Präpositur Neubukow) nur 2002 *M.* angegeben. Das höchste Einkommen weist die Pfarre in Levin (Präpositur Neukalen) mit 9527 *M.* auf. Es kommen noch hinzu sechs Geistliche in besonderen Stellungen mit einem Einkommen von 3500—7858 *M.*, ferner sieben Superintendenten mit einem Gehalt von 6223—9070 *M.* Außerdem sind hinzuzunehmen die fünf Pastoren der Stadt Wismar, welche ein Jahreseinkommen von 3870—5067 *M.* beziehen und die acht Pastoren der Stadt Rostock, deren Einnahmen sich auf 2874—5940 *M.* belaufen.

„Das enthüllte Geheimnis von Lourdes.“ Im „Voigtl. Anz.“ lesen wir: Vor kurzem hat nun das Organ der französischen Reformkatholiken, „Le Chrétien Français“ das Zeugnis eines Offiziers veröffentlicht, das dieser vor dem Richter in Cusset bei Vichy abgelegt hat. Der Offizier hatte bei der Langweile des Garnisonlebens ein Verhältnis mit der Frau eines Uhrmachers, und die Frau, welche ihren Mann fürchtete, kam mit dem Liebhaber in der abgelegenen Grotte bei Lourdes zusammen. Einmal wurden sie in der Höhle von dem Hirtenmädchen überrascht. Die Dame, eine resolute Frau, trat dem Kinde entgegen mit dem Rufe, der im Jahre 1858, wenige Jahre nach der Festsetzung des neuen Dogmas, als der Kultus der unbefleckten Empfängnis in voller Blüte stand, gleichsam in der Luft lag: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis!“ Die sinnlose Ausdrucksweise muß man auf Rechnung der durch die Überraschung bewirkten

momentanen Verwirrung setzen. Jetzt ist nun der Uhrmacher und seine Frau gestorben, und daher gibt der Offizier sein Geheimnis öffentlich preis. — Aber die „Köln. Volksztg." gibt bekannt, daß die deutsche Pilgerfahrt nach Lourdes vom 27. August bis 5. September stattfinden werde und der praktische Arzt Dr. Ernst in Metz erhält den päpstlichen Gregoriusorden, weil er im vorigen Jahr die Heilung (nach seiner Berichtigung den Stillstand der Krankheit) eines Lupuskranken durch Lourdeswasser auf einer Metzer Ärzteversammlung gegen (Gott sei Dank) alle anderen anwesenden Ärzte verteidigt hat. (Hoffentlich ordnet die Polizei an, daß der wundergläubige Arzt den Orden in seinem Namensschilde führen muß, damit die Gläubigen den Weg zu ihm finden, die Ungläubigen vor ihm gewarnt werden.)

Die Verlegung des Gottesdienstes steht in Berlin zur Debatte, nachdem das Ortsstatut, betreffend die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe, in Kraft getreten ist, das nunmehr die Arbeitszeit in Fabrik, Engros-, Bank-, Versicherungs-, Speditions- und Agenturgeschäften, soweit der Betrieb in offenen Verkaufsstellen stattfindet, auf die Stunden von 8—10 beschränkt. Da ein Gottesdienstbesuch bei Geschäftsschluß gleichzeitig mit dem Beginn des Gottesdienstes (10 Uhr) ausgeschlossen erscheint, hat der Berliner Magistrat eine Rundfrage an die kirchlichen Körperschaften der Berliner Gemeinden gerichtet, um von diesen im Leben stehenden Männern zu erfahren, ob eine Verlegung des Gottesdienstes möglich sei. Einige Gemeinden haben sich für eine Verlegung um eine halbe Stunde (½11 Uhr) ausgesprochen. — Man kann die Berechtigung solcher Erwägungen nicht verkennen, in Bremen beginnen die meisten Kirchen 10¼ Uhr ihren Gottesdienst. Sollte wirklich hnliches undenkbar sein in Berlin? Aber nirgend gilt mehr der Grundsatz: quieta non movere, — auch wenn die Ruhe schon mehr Todesruhe ist!

Die Berliner Stadtmission wurde auf den Synoden Berlin-Friedrichs-Werder II und Berlin II scharf von den Liberalen angegriffen, mit gutem Recht, aber für sie natürlich ohne Erfolg zur Selbstbesinnung. Vielleicht kommt aber nun doch zu Tage, was die Berliner Freunde längst gewußt haben; das keineswegs der Glaube, der in der Liebe tätig ist, ihr einziges Ziel, sondern die Gläubigkeit, die bei den Wahlen agitiert, ein wichtiger Teil ihres Wesens und ihrer Arbeit ist. In der Synode Berlin II gaben die Liberalen folgende Erklärung zu Protokoll:

„In Erwägung: 1) daß die Leitung der Berliner Stadtmission in enger Verbindung mit dem Vorstand der christlich-sozialen Partei steht; 2) daß die Berliner Stadtmission und ihre Organe kirchenpolitisch, insbesondere bei den Berliner Kirchenwahlen tätig sind; 3) daß die Berliner Stadtmission vielfach ohne Wissen und Willen der geordneten Gemeindeorgane in die Gemeindearbeit eingreift: erklären wir, daß nach unserer Ansicht durch die gegenwärtige Wirksamkeit der Berliner Stadtmission der Bau der Kirche Berlins nicht gefördert, sondern gehemmt und schwer geschädigt wird, verwahren uns gegen die Verbreitung des Sonntagsfreundes als eines Blattes, das zur Förderung der Berliner Stadtmission herausgegeben wird, in den evangelischen Gemeinden Berlins und halten die Abschaffung der Kirchenkollekte zu gunsten der Berliner Stadtmission für erstrebenswert."

Dieser Antrag wird von der Synode angenommen.

Noch einmal „Jünglingsvereine". Im Ostdeutschen Jünglingsbunde 500 Vereine und 25 000 Mitglieder — oder 50 Mitglieder im Durchschnitt! — Ganz ähnlich steht es anderwärts: Der bayerische evangelisch-lutherische Jünglingsbund, der am Pfingstdienstag in Nürnberg sein Jahresfest feierte, zählt 39 Vereine mit 3000 Mitgliedern.

Die Katholisierung Preußens. „Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie Pioniere nach vorwärts werden. Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen im Osten und Westen umklammern, durch möglichst viele Klöster diesen Klammern Halt geben, so den Protestantismus erdrücken und die Hohenzollern unschädlich machen," hat der katholische Professor von Buß gesagt. — — 1887 waren in Preußen 890, 1890 — 1027, 1898 — 1535, 1905 — 1974 Mönchsniederlassungen in Preußen!!

Lic. Römer ist am 27. Juni mit 67 von 72 Stimmen (das erste Mal waren es 62 von 71 Stimmen) in Remscheid zum Pfarrer gewählt worden. — Dünken sich nun die Herren vom Kirchenregiment in Koblenz und Berlin wirklich soviel klüger, frommer und berufener als diese 67 Remscheider Bürger? Wir könnten uns ein evangelisches Kirchenregiment denken, daß nunmehr frei und groß denkend die Bestätigung doch ausspräche!

Soeben erscheint:

Das Proletariat

von **Werner Sombart**

Professor der Staatswissenschaften.

7 Bogen. Kart. ℳ 1.50, gebd. ℳ 2.—.

Sombart schildert das Seelenleben des modernen Proletariers. Er zeigt, was dieser an Kraft des Heimatsgefühls, an Innigkeit der Familiengemeinschaft, an Sicherheit und Bodenständigkeit des Daseins eingebüßt hat, und vergleicht damit, was er an Verstandesausbildung, an Solidaritätsbewußtsein, an kritischer Fähigkeit gewonnen hat. Er schreibt die erschütternde Tragödie der Arbeiterseele.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soebert erscheint:

Die Religion

von

Georg Simmel.

7 Bogen. Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—.

Die Religion ist nach Simmel keine starre, für sich bestehende, dem übrigen Leben ferne Macht, sondern sie ist ein Grundgefühl, das in den mannigfachsten Verhältnissen der einzelnen Menschen zu einander sich kundgeben kann. Diese These wird in tiefgreifender Analyse an den einzelnen Problemen durchgeführt.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Neue Erscheinungen.

Fischer, F. L., Arbeiterschicksale. Mit einem Vorwort von D. Fr. Naumann. Brosch. 2,40 Mk., geb. 3,— Mk.

Marcks, E., Heinrich von Treitschke. 6 Bogen. 1,20 Mk.

Oldenberg, H., Indien und die Religionswissenschaft. 2. Vorträge. 59 Seiten. 1,60 Mk.

Paulsen, Fr., Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtl. Entwicklung. 192 Seiten. Brosch. 1,— Mk., geb. 1,25 Mk.

Spinozas Religionsphilosophie. Nach Chr. A. Thilo. 80 Seiten. 1,25 Mk.

Sulze, D. Dr., Die Reform der evangelischen Landeskirchen. 248 Seiten. 5,— Mk.

Vesper, W., Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. 480 Seiten. Geb. 1,80 Mk.

Vogel, D. Dr., Zur sittlichen Würdigung Goethes. 40 Seiten. 0,95 Mk.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben erscheint:

Die Politik.

Von **Alexander Ular.**

7 Bogen. Kart. ℳ 1.50, gebd ℳ 2,—.

Ular zieht die großen Linien, die aller Politik zu grunde liegen; er stellt die Herrschaft des religiösen Motivs der des wirtschaftlichen gegenüber und legt den Konflikt und seine Ausgleichungen dar. In farbenreichen, fesselnd erzählten Beispielen skizziert er das Walten dieser zwei Urtriebe in der Weltgeschichte.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schönberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.